

Berner Bärengeschichten

Autor(en): **Volmar, F.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 50

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649420>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Berner Bären geschichten

Aus dem Bärenbuch von Friedr. Aug. Volmar

Aus der Zeit des dritten Bärengrabens hat der unermüdete Lokalkronist, Carl Howald (1796—1869, Inselepfarrer in Bern 1821, Pfarrer in Sigriswil von 1823 bis zu seinem Tode) einige Hiftörchen aufgezeichnet, die hier aus seinen in der Stadt- und Hochschulbibliothek Bern aufbewahrten Manuskriptbänden erstmals zur Veröffentlichung gelangen. Sie sind aus verschiedenen Bänden, aus Nachträgen und Anmerkungen zusammengestellt und ergänzt sowie orthographisch der heutigen Schreibart angepaßt worden. Zwei beigelegte Kleinigkeiten sind dem „Guffasten“, einer in den 40er Jahren des letzten Jahrhunderts in Bern erschienenen humoristisch-satirischen Wochenschrift, entnommen.

Der Bären-Sami.

Rechts neben dem „Sternen“ wohnte ein im Publikum bekannter Mann, gewöhnlich Samuel Küng, der Flachmaler genannt — der Bruder des berühmten Landschafts- und Genrebildmalers Franz Niklaus König. Der Sameli, den manche seiner schweren Zunge, seiner Taubheit und seines nachlässigen Ganges wegen für einen Gimpel halten mochten, ist zwar kein Genie jemals gewesen, jedoch ein tüchtiger Flachmaler, der die meiste obrigkeitliche Arbeit hatte, die in sein Fach einschlug; unter anderem malte er auch das Zifferblatt am Zeitglockenturm ...

Nachdem er das Malergeschäft seinem Sohne Wilhelm abgetreten hatte, behielt und besorgte er noch täglich mit großer Vorliebe die Fütterung der Bären, zu deren Wärter und Pfleger die Stadtbehörde ihn ernannt hatte; in dieser Eigenschaft nannte man ihn den Bären-Sami, und jemand bezeugte: „Niemand könne den Bären so gut abwarten, wie er, denn er sei mit diesen Tieren erzogen worden.“ Wenn er zu ihrer Gittertüre herabkam, traten sie freundlich zu ihm und empfingen das Stücklein Zwieback oder den Apfel, den er regelmäßig für sie in der Tasche hatte.

Einstmals geschah es, daß aus Unvorsichtigkeit die Türe des Stalles, den man gereinigt hatte, während die Bären im Graben waren, nicht mit dem Riegel verschlossen wurde. Als unser Sameli seinen lieben Pfleglingen einen Besuch abstatten wollte und die Treppe hinunterstieg, kam ihm der große Muß, der ihn kommen hörte, über die untersten Stufen der Treppe herauf traulich entgegen und stellte sich an ihm auf, indem er ihm die Tazen auf die Achseln legte und an ihm herum schnupperte. „Ja, ja, Mani, du bist e guete“, sprach der Papa gutmütig und furchtlos zu dem gewaltigen Tier, „ja, ja, du mueßt öppis ha.“ Mit diesen Worten langte er in die Tasche, ein Stück Zwieback hervorzuholen, und sogleich ließ sich der Bär hinunter und steckte ihm die Nase schnuppernd in die Tasche. Unser Sameli trat bis zur Türe des Bärenstalls hinunter und warf den Zwieback, daß das Tier es sah, in den Stall. Der Muß suchte gelassen das „Bonbon“ am Boden auf, während Sameli die Türe eilig zuzog und zuriegelte.

Ein andermal spazierte der Bärenvater mit einem erst einige Monate alten Bärli, das er an einer Kette hielt, auf der Schützenmatte und begegnete Pfarrer Howald, dem Verfasser dieser Erinnerungen, der sich über den seltsamen Begleiter wunderte. Vater König erzählte von seinem zottigen Jungen, als im Moment, da ein Hund sich näherte, das Bärlein Reißaus nehmen wollte, und zwar mit solcher Hestigkeit, daß unser Sameli der Länge nach am Boden lag, jedoch die Kette, an welcher der kleine Muß zerrte, zum Glück nicht aus der Hand ließ und lachend aufstand: „Jä nei, Bürschli, dä Weg ryßest mit hüt no nit uus!“

Der Bär im Bett.

Herr R., ein vornehmer und reicher Genfer, zugleich eidgenössischer Militärbeamter, welcher sich seit einiger Zeit in Bern aufhielt, führte seine Tochter nebst einer andern Dame auf einem Spaziergange in der Stadt auch zu dem von allen Fremden besuchten Bärengraben. Nachdem sie sich an den Müthen genugsam amüsiert hatten, wünschte Herr R. die Tiere näher zu sehen. Der Wärter, der gerade anwesend war und dem er seinen Wunsch äußerte, fand sich sofort bereit, der vornehmen Gesellschaft seine Pflegebefohlenen vorzustellen; allein die Damen wollten aus Furcht vor den „reifenden Bestien“ die Visite bei ihnen nicht abtatten. Durch wiederholtes Zureden von der Gefährlosigkeit einer solchen Besichtigung, gelang es Herrn R. endlich doch, die Damen vor die Behausung der Braunen zu bringen. Hier bloß durch das Gitter von ihnen getrennt, sahen sie zu ihrem Entzücken, wie Mani seinem lieben Pflegevater die ungeheure Taze zum Willkomm darbot und seine Hand ableckte. Jetzt ersuchte Herr R. den Wärter, die Türe aufzumachen. Als die Damen das hörten, wurden sie vor Schreck und Angst leichenblaß und eilten mit Zetergeschrei die Treppe hinauf ins Freie, als wenn ihnen die Bären schon auf dem Fuße nachsetzen würden. Herr R. lachte sich indessen halb tot über seinen wohlgelegenen Spaß.

Nach der Heimkehr fanden aber die beiden geängstigten Damen auf Rache, welche sich denn auch bald fand. Sie ließen noch am Abend durch einen Aufwärter des Gasthofes den ausgestopften Muß aus der Galerie Rebold (Kramgasse Nr. 10) holen und postierten ihn heimlich im Bett des Herrn R. Wie nun dieser abends sich zur Ruhe begeben will und den Alkovenvorhang zurückschlägt, bemerkt er mit Entsetzen den zottigen Bettgenossen, der ihn mit aufgehobener Taze grimmig anglokt.

Ohne den Angriff des Ungeheims abzuwarten, nahm Herr R. vor Schreck und Angst alsobald eine schimpfliche Retirade aus dem Zimmer, vor welchem ihn die Damen mit schallendem Gelächter empfingen und ihn ironisch fragten, wohin er noch so eilig wolle, die Bären seien doch nicht so böse, wie sie heute geglaubt hätten. Jetzt merkte er den Scherz und lachte über ihre weibliche List — und über seine Herzhaftigkeit.

(Nach dem „Guffasten“, 1841)

Zoologie.

Ein sich in Bern aufhaltender vornehmer Franzose besuchte mit seiner Familie auch den Bärengraben, wo er die Bären mit Lebuchen traktierte. Die Müthen äußerten dem Franzosen ihre Dankbarkeit für ihre Lieblingspeise dadurch, daß sie sich in ihrer ganzen Größe aufrichteten. Der Franzose, erstaunt über die enorme Geschicklichkeit der scheinbar plumpen Müthen, rief seinen Angehörigen zu:

„Ah, voilà, il se lève!“

Ein durchreisendes deutsches Handwerkerlein aber sagte befehlend zu dem Franzosen:

„Verzeihen's Ihr Gnaden, das ist kein Leve, das ist ein Bär.“

(Nach dem „Guffasten“, 1842)

Maler, Bärenwärter und Poet.

Nach dem Tode des Bärenvaters Samuel König (Februar 1847) überließ die Stadtbehörde seinem Sohn Wilhelm die Fütterung der zwei Bären, die leider beides Weibchen waren.

Nach Howald war W. König ein geschickter Flachmaler, der auch die Ornamentik und Farbmischung gut verstand; in seiner Jugend hatte er in den größeren Städten Deutschlands und auch zu Paris sich in seinem Beruf mit Fleiß herangebildet. Die innere Restauration der Heiliggeistkirche, namentlich der ausbesserungsbedürftigen gewölbten Decke, war sein wohlgegun-

genes Werk. Ferner restaurierte er (samt Darheim) 1845 den Gerechtigkeitsbrunnen — wobei er noch vorhandene Bilder des mutmaßlichen Schöpfers dieses schönen Wasserpenders, nämlich Niklaus Manuela, benutzte — und 1857 den Kindlifresserbrunnen. Er war ein entschieden konservativer Stadtberner. Als Bärenwärter nahm er sich seiner Pflinglinge treuer an, als mancher Vater seiner Kinder. Bei Mißgeschicken der Mützen war er außer sich, daß ihm der Schweiß aus der Stirne drang; bei Bärengeburten am Neujahrstag machte er dem Publikum das événement sofort bekannt. Noch wenige Monate vor seinem Tod, am Altjahraabend 1864, kam er fast außer Atem auf die Stadtkanzlei im Erlacherhof gelaufen: er müsse Kredit haben für Mehl und Honig, denn er glaube, die Bärin habe Junge bekommen. Er hatte auch literarische Kenntnisse und veröffentlichte zuweilen im „Intelligenzblatt“ Gedichte über frappante Stadtneuigkeiten.

Howald verdankte dem freundlichen Mann manche topographische Kenntnisse über Bern; über alte öffentliche Gebäude der Stadt, z. B. über das Rathaus, habe er ihm sehr vieles mitgeteilt. Wilhelm König starb, 61jährig, am 18. März 1865.

Das Bärlein und die beiden Bauern.

Der Bärenwärter Wilhelm König fütterte zur Zeit, als der Bärengraben noch beim Narbergertor war, einen blutjungen Bären — nicht größer als ein Pudel mittlerer Statur — im Garten, den er bei seiner Wohnung an der Speichergasse gemietet hatte. Er hatte dem kleinen Mütz, in dessen Maul die ersten Spuren der durchbrechenden Zähne sich zeigten, eine nicht sehr tiefe Grube im Garten gemacht und diese umzäunt. Städter und an Dienstagen auch Landleute kamen, das Bärlein in der Nähe zu sehen zur Kurzweil. Während nun niemand von der Bärenwärterfamilie im Garten war, geschah es, daß zwei neugierige Marktbauern herkamen, gemütlich zwischen den Gartenbeeten spazierend und sich rechts und links umsehend, ob sie das Mützlein nirgendwo erblicken könnten. Im nämlichen Moment gelang es diesem, über den Grabenzaun zu klettern; in der ersten Freude der Befreiung galoppierte es munter wie ein Sündlein auf die Bauern zu. Todesschrecken überfällt bei dem graufigen Anblick des zottigen Tierleins unsere zwei alten Helden; sie besinnen sich nicht lang, von Widerstand und Kampfesmut keine Spur — rechts um — saue wie peul! Hastig sich flüchtend, daß die Rockflügel horizontal hintenausstanden, stürzten sie sich, ohne sich mehr umzuschauen, bis zum Gartentor, wohin ihnen der nachspringende Mütz gefolgt war.

Des „Bärenverwalters“ Tochter und ihr Liebling.

Bärenwärter Wilhelm König hatte eine großgewachsene, rotbrennende und robuste Tochter, die das erwähnte Bärlein wie ein zahmes Schoßhündchen kareffierte. Einige Zeit nach der ha-

ftigen Flucht der oben erwähnten zwei Bauern amüsierte sich die Dauphine mit dem gehätschelten Liebling, dem nachgerade die schneeweißen Zähne höher und schärfer gewachsen waren, ebenso auch die Krallen. An einem heißen Julinachmittag in der dustenden Geißblattlaube geschah es, daß der junge Mütz ihre Liebkosungen so strolchenmäßig erwiderte und ihren Rock so arg zerhudekte, daß Major Raymond von ihr erzählte: „Enfin Mademoiselle König était en lambeaux!“ — Das war freilich für ihren Vater, den — wie er sich nannte — „Bärenverwalter“, avertissement und Ursache genug, den unmanierlichen Haus- und Gartenfreund pour toujours zu den andern Mützen in den Bärenzwinger zu verlegen.

Der vergiftete Mani.

Ein unbekannter Schurke vergiftete den aus Livland stammenden großen, prächtigen Bärenmani. Das Gift — Arsenit, wie dann die durch Prof. Gerber vorgenommene Sektion ergab — bewirkte am 12. Juli 1856 gegen Abend heftiges Erbrechen in Verbindung mit einer Magen- und Darmentzündung. Die Professoren Anker und Koller — welcher letzterer die Bären schon jahrelang erfolgreich behandelt hatte — bemühten sich, das Tier zu retten. Howald (Mémoires IX) weiß auch hier um interessante Einzelheiten: Als der Bär vor Schwäche sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte, traten die vier Pfleger — die zwei Professoren, ein Assistent und der Bärenwärter — zum leidenden Mani, um ihm ein gegen das Gift wirkendes Arzneimittel zu geben. Der Patient nahm es geduldig und leckte dem, der es ihm eingeflößt, aus Dankbarkeit die Hand. Als aber die vier Herren stets um ihn herumhantierten, wurde der Mani ungeduldig und schlegelte auf eine so vehemente Art den Kopf seitwärts, daß die Vier sogleich Reißhaus nahmen.

Am Nachmittag des 17. Juli 1856 war das schönste Exemplar des Bärengrabens dahin.

Über diesen Verlust war niemand tiefer betrübt als der Bärenwärter Wilhelm König. Als der Studiosus Pfander sich in den Bärengraben hinunterbegeben hatte, um den allgemein betrauten Mütz abzuzeichnen, und er dem Kopf des Tieres ein ziemlich wildes Aussehen verlieh, sagte der dabeistehende König zu ihm: „Ach, nein, er schläft ja so selig!“

Er und sein ganzes Haus trauerten laut — Klagen und Weinen wechselten in den unheilvollen Tagen ab; König zog über seinen Hut einen Trauerflor. Als er tags darauf den Einwohnern der Gemeinde-Präsidenten Effinger beim Zytglogge antraf und mit ihm über den schmerzlichen Verlust redete, wischte er sich im Gespräch bald die Stirne, bald die Augen mit dem Schnupftuch ab. Da es eben sehr heiß machte, so wußte man nicht, ob königlicher Schweiß oder königliche Tränen abgewischt wurden.

Altes und Neues vom Bärengraben

Eine nach 11 Jahren aufbrechende Narbe — und ein anderer wunder Punkt.

Bärenfreunde, die unseren lebenden Wappentieren dann und wann einen Besuch abzustatten pflegen, werden vergangenen Sommer das wohlbekannte Gesicht Meister Großenbachers und seine gelegentlich bei einem gemütlichen Schwatz zu erhaltenden wohlwollenden Aufschlüsse über diese und jene zottige Persönlichkeit im Graben unten während längerer Zeit vermisst haben. Der Bärenwärter sei krank, hieß es. Aber nur die wenigsten wußten, daß Rudolf Großenbacher einer vor Jahren erlittenen Bißwunde wegen sich über einen Monat in ärztlicher Pflege befand.

Es sind jetzt 11 Jahre her, daß Bärenwärter Großenbacher von der noch heute lebenden, damals 5½jährigen „Berna“ eines Morgens in einem Gang der Stallungen mit dem Kopf

gegen den Bauch gestoßen, mit der Taße an einem Bein gezogen und so zu Fall gebracht wurde. Über den weiteren Verlauf dieses unheimlichen Rencontres liest man im unlängst erschienenen „Bärenbuch“, wo der Fall auch tierversychologisch beleuchtet wird: „Der Bärenwärter lag auf dem Rücken, die Bärin auf ihm, und nun begann sie ihn in die linke Wade zu beißen. Mit den Zähnen riß sie an dieser Stelle ein großes Stück heraus und fraß es. Als sie bereits auch in die rechte Wade gebissen hatte, gelang es dem Bärenwärter, die am Boden liegende vierzinkige Gabel zu ergreifen und das Tier in den Hals zu stechen. Nun ließ es ab. Als sich aber der schwer blutende und vor Schrecken seltsamer Weise gar keine Schmerzen verspürende Wärter erhob, versuchte Berna auf eine Distanz von drei Meter einen neuen Angriff; doch gelang es Großenbacher, sich in einen leeren Stall zu flüchten. Berna begab sich nun in den kleinen Graben. Nach